

(Nachdruck verboten.)

291

Unter Wolken.

Roman von Kurt Aram.

„Ich hatte Glück,“ fuhr Schäfer fort. „In dem Jahr, als ich mein Examen machen sollte, starben Onkel und Tante. Selbst das Schicksal hat nie übermäßig viel von mir gehalten, sonst hätte es mir das Leben nicht so bequem gemacht. Nur den Großen gönnt es Not und Glend. Ich kam in den Besitz eines ganz hübschen Vermögens, von dem ich leidlich leben kann. Ich hätte ja nun recht zufrieden sein können und mich meines Lebens freuen, wie man so sagt. Aber dazu hatte ich doch, wie ich mir sogar heute noch einbilde, ein klein bißchen zu viel Talent. Mir geht's mit dem Talent, wie den kleinen Leuten mit dem Geld: Zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel. Eine schauderhaft armselige Existenz!

„Zehn Jahre sind's nun her, daß ich erbt. Damals war ich jung und hoffte noch viel von mir. Das ist vorbei. Im großen und ganzen wenigstens. Nur wenn mich einmal gerade ein neuer Plan packt, wie jetzt der mit dem socialen Roman, dann kommt für ein paar Wochen die alte Jugendecke wieder über mich, daß ich mir einbilde, ich vermöchte doch noch was. Es legt sich aber bald.“

Schäfer schloß, wie teilnehmend Magdas Herz an seinen rechten Arm schlug. Das that ihm wohl. Und auch, daß sie schwieg und seine Einwände machte.

Er fuhr nach einer Weile fort: „Ich habe ja nun einiges geschrieben. Es ist nicht schlecht genug, um heutzutage berühmt zu werden, etwa wie Blumenthal und sein „Weißes Röhl“. Aber es ist auch nicht gut genug, daß ich mich trösten könnte, dreißig Jahre nach deinem Tod wirst du bei Neklam erscheinen und dann gewürdigt werden. Diesen Trost hatten wenigstens die Großen. Das heißt, wir Kleinen meinen das, denn in Wahrheit war das wohl nicht zum wenigsten ihre Größe, daß sie auch daran nicht dachten. Das thun doch nur wir Kleinen.“

Nach kurzer Pause meinte er: „Sehen Sie, ich bin noch nicht mal dazu gekommen, hier die Wirtschaften anzusehen, obgleich ich ganz gut weiß, daß ich das muß, um einen wirklichen Einblick in die hiesigen Verhältnisse zu erlangen. Aber ich thut's doch nicht. Ich mag garnicht. Warum? Höchst einfach, weil ich Sie dahin nicht gut mitnehmen kann.“

Magda errödete. Lag darin nicht ein Geständnis, daß er sie wirklich gut leiden konnte?

„So was hätte Hebbel nie gethan!“ sagte er und lachte sofort über dies komische Diktum. „Auch eine Frau wie Sie hätte ihn schwerlich dahin gebracht, daß er darüber seine Kunst und die Verpflichtungen ihr gegenüber vergessen hätte.“

„Sie übertreiben, Sie sehen zu schwarz!“

„Ganz und gar nicht!! Es ist alles sogar noch viel jämmerlicher, als ich's ausspreche. So vor zehn Jahren, da meinte ich auch noch, ein Litterat, ein Dichter, das sei Wunder was auch noch heutzutage. Haha, auch davon bin ich längst kuriert. Unfre Litteraten sind keinesfalls mehr Wunder was.“

Es war wohl eine meiner schmerzlichsten Erkenntnisse, als ich einsehen mußte, daß heutzutage dichten ein Beruf ist, wie irgend ein anderer. Ein Dichter von heute betreibt sein Handwerk — nur ganz wenige Ausnahmen giebt's — wie irgend ein anderer Mensch; und im Grunde ist's ganz egal, ob ich die Jugend lehre, Recht spreche, Beine abschneide, Bäume pflanze, Predigten halte, Rekruten exerciere, Stiefel flicke oder dichte. Ein Unterschied ist freilich. Daß es nämlich immer noch verhältnismäßig viel Lehrer, Juristen, Schuster und dergleichen giebt, die in ihrem Beruf was leisten. In meinem Beruf ist das viel seltener.“

Wie fest ihr Arm in dem seinen lag. Wie teilnehmend ihr Herz pochte!

„Wie ein Talent hat zur Mathematik, so hat einer heutzutage Talent zum dichten. Nur daß der letztere sich noch mehr darauf einbildet, obgleich die Mathematiker gerade darin auch schon was leisten. Im übrigen können sie alle beide außer in der Mathematik und im Dichten die größten Hohlköpfe sein. Scham Sie nur so ungläubig. Frau Magda, es ist doch so!

„Ich hab's auch lange nicht glauben wollen. Ein Dichter muß doch etwas Höheres sein, als ein anderer Mensch, nicht wahr? Damit ist's Eßig, sag' ich Ihnen, der ich mit hundert Dichtern verkehrt habe. Schafsköpfe, komplette Esel sind nur zu viele unter ihnen, sowie das Gespräch über Litteraturflatsch, Verse schmieden, Romane schreiben, Novellen fabrizieren hinausgeht.“

„Das glaube ich nicht!“

„Das glaub' ich Ihnen. Ich weiß es aber. Ich gestehe offen, daß ich gehandelt habe, was nicht zu meinen Eigenheiten gehört, als ich's wußte, wissen mußte. Wo ist denn ein Bates, ein Prophet unter ihnen? Nennen Sie mir ihn doch!?“

Magda schwieg.

„Wenn ein Zuckerbäcker eine genießbare Torte macht, ist das auch eine Kunst. Wenn ein Dichter von heute ein genießbares Gedicht macht, ist das ebenfalls eine Kunst. Vielleicht wenigstens, obgleich es der Zuckerbäcker schwerer hat. Leider aber sind beides sehr vergängliche, unzulängliche Künste. Man verzehrt sie, die Torte wie das moderne Dichterverk, und greift dann, weil man nur hungrier geworden ist, zurück zu Brot und Fleisch, Schiller und Goethe, Kleist und Hebbel.“

Wie leid es ihr that!

„In allem ist's immer wie hier im Augenblick.“ Er deutete nach oben. „Unter Wolken! Keine Sonne! ... O Sonne!“

Wie sie sich aber zugleich freute, daß er so offen zu ihr sprach, so vertraulich.

Sie beschloß, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ihm nun auch ihre Räte zu klagen. Aber als sie gerade anheben wollte, piff es hinter ihnen so schrill und durchdringend, daß beide heftig zusammenschraten.

„Aha, Otto. Den hatt' ich glücklich wieder 'mal vergessen.“

Magda zog hastig ihren Arm aus dem Schäfers, als würde sie bei einem Unrecht ertappt. Sie gingen auch noch ruhig ein paar Schritte weiter, ohne sich umzusehen, als hätten sie gar nichts gehört. Dabei traten sie immer mehr von einander fort. Erst, als sie fast den ganzen Weg zwischen sich hatten, sahen sie sich um. Zwar, da kam er, und zwar mit dem Jagdwagen. Otto kutschierte selbst. Hoch aufgerichtet stand er auf dem Bock, die Zügel locker, piff die Pferde an zu tollem Rennen und jodelte dann wieder in den kalten Wald. So braust das Leben durch das Reich des Todes.

Wie es den Hügel hinan ging! Wie sich die Pferde des tollen Jagens freuten!

Otto konnte sie nicht sofort zum Stehen bringen und raste an den beiden vorbei.

Fast neidisch folgten ihm Schäfers Blicke. Wie der Kerl strokte vor Gesundheit! Otto hatte seine Jagdjoppe an, die seiner Gestalt nur vorteilhaft war. Auf dem kräftigen, dichten, dunklen Haar, ließ in den Nacken den grünen Jägerhut.

Wie seine Augen blühten! Ein ander Material als das, aus dem ich zusammengestöpselt bin, dachte Schäfer.

„Schnell, schnell!“ rief Otto, als die Tiere endlich standen.

„Daß mir die Pferde nicht kalt werden!“

Als die beiden im offenen Wagen saßen, dicke Pelze über den Knien, meinte er: „Jetzt wollen wir gemächlich traben lassen, wie sich's für Euch beide schickt. Daß Ihr mir nicht noch aus dem Leim geht!“

Nein, diese freche, unangenehme Art!

„Gut, daß ich Euch noch eingeholt habe, denn auf dem Forsthaus fehlt es sicher nicht an Gesellschaft aus dem Städtchen. Die Leuteken würden nicht übel Augen machen, wenn sie Euch so ohne mich daherspazieren sehen! Das gönn' ich ihnen nicht.“

Magda erschraf. Daran hatte sie gar nicht gedacht. Aber gewiß hatte Otto recht. Solchen Tag ließen sich diese Leute auch nicht entgehen. Mein Gott, sie hatte wahrhaftig diese Menschen in diesen Tagen ganz vergessen. —

Im Forsthaus befanden sich in der That schon die Frau Oberförster, Frau Amtsrichter Blau, Frau Doktor Schreiber mit ihrem Fienchen, Frau Realschul-Direktor Walter und ihr Sibilienchen, sowie Oberförsters Bettchen.

Auch die Männer wurden erwartet. Sie hatten versprochen nachzukommen, sobald es der Dienst erlaube.

Während Fienchen, Bettchen und Pieschen sich im Lammwäldchen ergingen, das nach Norden zu das Forsthaus schützte, da es allen Winden ausgesetzt auf der kahlen Spitze eines kleinen Berges lag, waren die Damen im eifrigen Gespräch über Amtsrichter Roth.

Es sollte ihm vor kurzem ein Malheur passiert sein, wurde überall im Städtchen gemunkelt. Ein junges Mädchen, das als Zeugin vernommen wurde, hatte ihm gar zu gut gefallen. Er sollte es mit auf sein Amtszimmer genommen haben unter dem Vorgeben, er müsse das Mädchen noch ganz speciell auf die Heiligkeit des Eides aufmerksam machen. Da habe er denn einen Angriff auf des Mädchens Tugend gemacht, den diese aber siegreich abgeschlagen. So wurde wenigstens allgemein erzählt.

Die Damen hatten die ersten Nachrichten von ihren Dienstboten, die fürchtbare Einzelheiten zu berichten wußten.

Der Vater des Mädchens sollte die Sache bei der Staatsanwaltschaft angezeigt haben. Roth hätte vor dem Vater auf den Knien gelegen und ihm zehntausend Mark geboten, wenn er schweige. Kurz, es war nicht nur eine unästhetische, sondern auch eine höchst dramatische Erzählung, die die Dienstboten ihren Herrinnen in die gespitzten Ohren raunten.

Man paßte daraufhin sehr auf, wie der Amtsrichter Blau sich seinem Kollegen gegenüber verhalten würde, denn man wußte, daß Blau sehr „sittlich“ war. Die eine Dame hatte nun zwar gesehen, daß Blau den Amtsrichter Roth gestern auf der Straße nur höchst förmlich begrüßt, ohne mit ihm zu reden, was ja entschieden für die Wahrheit der Dienstboten-Erzählungen sprach. Aber die Frau Oberförster versicherte, sie habe die beiden ebenfalls gestern höchst eifrig und vertraut im Gespräch mit einander bemerkt. Der so „förmliche“ Gruß konnte also gerade so gut auf einen Zufall beruhen.

Die Damen hatten sich zwar hinter ihre Männer gesteckt, aber die lachten sie aus. Doch man weiß ja, wie in solchen Fällen die Männer immer zusammenhalten. Ihr Lachen bewies auch nichts.

Im „Tagblatt“ erschienen zwei lange Artikel über Verleumdungen und böses Nachreden. Wie unrecht das sei und wie gefährlich zugleich, da sich der Verleumder der gerichtlichen Verfolgung aussetze, wenn man ihn erwische. Der Besitzer der Zeitung wußte also auch um das Gerücht, doch schien er es nicht für berechtigt zu halten. Aber auch das bewies nichts, denn der Amtsrichter Roth und der Zeitungsbesitzer waren gute Freunde.

Es war wirklich empörend, daß man nicht hinter die Wahrheit kommen konnte. Schließlich sagte die Frau Oberförster: „Ich meine, man denkt von seinem Nebenmenschen das Gute, so lange es irgend geht, so lange das Gegenteil nicht bewiesen ist.“

Aber selbstverständlich, beizien sich die andren zu versichern. Man spräche überhaupt nur deshalb über die Angelegenheit, um durch gegenseitige Aussprache wenn möglich dahin zu gelangen, daß man sich solchen ekelhaften Gerüchten mit aller Energie entgegenstellen könne. Im Ernst dachte gar niemand daran, dem Amtsrichter Roth derlei zuzutrauen.

„Und wenn auch,“ erklärte Frau Walter resolut. „Die Hauptsache ist, daß nichts publik wird. Mag er thun, was er will; solange es nicht publik wird, bleibt er ein anständiger Mensch in den Augen jedes Gebildeten.“ Auf das gebildet legte Frau Walter großen Nachdruck.

Frau Amtsrichter Blau lächelte spöttisch. Mehrgersdöchterbildung, dachte sie, schwieg aber still, da die andren Damen Frau Walter beifällig zunickten. Dem Thema war im Augenblick offenbar keine interessante Seite abzugewinnen.

Man hatte zwar gehofft, Frau Amtsrichter Blau würde etwas sagen und wüßte mehr. Sie war aber nicht aus ihrem Schweigen herauszubringen.

Einige deuteten das im stillen zu Gunsten des Amtsrichters, andre aber dachten, sie schweigt nur der Kollegschaft wegen. Diese hatten recht, denn Frau Blau wußte in der That, daß dem Kollegen ihres Manns derlei passiert, aber die Sache war unterdrückt worden, damit also erledigt. Nun hatte ihrer Meinung nach niemand mehr das Recht, noch weiter darüber zu reden. Daß das im Grunde auch Mehrgersdöchter-Moral war, kam ihr nicht in den Sinn.

Nun kam Frau Amtsrichter Roth in Begleitung der Frau Chemiker Weber. Gott sei Dank! Sie schien nichts zu wissen

von den Gerüchten, die durch die Stadt schwirrten. Das sah man ihr gleich an. Man war ganz besonders freundlich zu der schönen Frau, als hätte man ihr ein Unrecht abzubitten.

Sie wußte wirklich nichts und war sehr erfreut über die große Liebenswürdigkeit, mit der sie aufgenommen wurde.

„Wissen Sie denn auch schon das Neueste?“ hub Frau Walter an, als die Damen wieder saßen.

Die Damen schüttelten verneinend und erwartungsvoll zugleich den Kopf.

„Was meine Katharina ist, die hat mir ganz sonderbare Sachen erzählt von Direktors und Frau Magda.“

„Ach, was Sie sagen?!“

„Natürlich, sehr merkwürdige Sachen. Meine Katharina weiß nämlich bei Direktors gut Bescheid. Denn warum? Bei Direktors dient ein Mädchen, das aus demselben Dorf ist wie meine Katharina. Die hat erzählt, daß Direktors schon seit acht Tagen Besuch haben. . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der musikalischen Woche.

Ueber die Vorherrschaft des Klaviers in unsrer modernen Musik ist mit Recht und freilich auch ohne wesentlichen Erfolg viel geklagt worden. Unter den Gründen dieser Klagen steht wohl obenan der von dem seelenlosen und nach dem Ausschlag kaum mehr selbständig zu beherrschenden Ton des Klaviers. Dieser Mangel fällt natürlich am ehesten dann auf, wenn das Klavier im Verein mit Streichinstrumenten oder mit der menschlichen Stimme benützt wird. Trotzdem vernimmt ein beträchtlicher Teil seiner Verwendung und Beliebtheit in der Begleitung zum Gesang. Seit das begleitete Sololied aus seinem früheren Dunkel, mit dem es fast lediglich in der Dilettantenvwelt lebte, heraustrat an die künstlerische Oeffentlichkeit und hier vollwertig wurde, d. i. seit dem Wirken Schuberts, ist denn auch das Klavier sein ständiger Begleiter. Nur verhältnismäßig selten wird jetzt die seelenvollere und zur Menschenstimme passendere Begleitung durch Streich- oder Blasinstrumente oder durch volles Orchester gewählt, und wenig veranlaßt die Rufe der Musikfreunde nach einer bevorzugten Pflege dieser Art von Tonkunst, die doch im 18. Jahrhundert wenigstens in der Form der Cantaten ziemlich beliebt war. Um so erfreulicher konnten wir sein, als uns die letzte Woche doch ein oder das andre neuere Beispiel von solcher Art brachte.

Im Mittelpunkt stand hier eine neue Komposition von Felix Draeseke, aufgeführt durch den Berliner Lehrer-Gesangverein unter Professor Felix Schmidt, betitelt: „Columbus, Cantate für Soli, Männerchor und Orchester“ (op. 52). Professor Draeseke, Lehrer theoretischer Fächer am Konservatorium in Dresden, nimmt in unsrer Musikpflege wohl nicht den Rang ein, der ihm nach mancher Stemmmeinung gebührt. Er stand in den 50er und 60er Jahren lebhaft in der neuartigen Reformbewegung, gilt aber seit längerem als ein eher der Klassikern Nachstreber. Sein „Columbus“ ist getragen durch einen vom Komponisten selbst gedichteten Text, der, ohne nach etwas spezifisch Modernem zu streben, doch gut und namentlich klangvoll gemacht ist. Columbus erhebt auf seinem Schiff die endliche Entdeckung von Land; die Seeleute sind erst niedergedrückt, dann unwillig und endlich so empört, daß sie den Führer fesseln und ihn ertränken wollen. Da ertönt die Schiffspfeife und allmählig deutlicher der Ruf „Land!“ und nach allgemeinem Schweigen verwandelt sich die Meuterei in Huldigung. Den wechselvollen Momenten dieser ganzen Begebenheit schließt sich nun die Musik in charakteristischer, aber keineswegs modern naturalistischer Weise an; reich an Gehalt, verzichtet sie doch auf gewohntes Melodienwerk und geht einen gut epischen Gang weiter bis zum Schlusssatz, der doch wohl nicht über eine unbedeutende Musikkonvention hinauskommt. Solostimmen sind hier zwei: neben Columbus sein Sohn Diego, dessen Bedeutung in der gesamten Schöpfung allerdings mehr die einer Ueberflüssigkeit als einer Unentbehrlichkeit ist. Fürchtete der Komponist, ohne Frauenstimme ermattend zu wirken? Herr Arthur van Owey, jetzt jedenfalls einer der ersten Oratorien Sänger, sang den Columbus und Fr. Gertrud Runge den Diego. Daß die Gesamtleistung sehr anerkennenswert war, bedarf bei diesen Konzerten — deren Plätze so begehrt sind, daß ich lange vorher nur mehr einen letzten Sitz erringen konnte — gar nicht erst einer Erwähnung. Weniger Größe und mehr freundlichen Reiz enthielt eine andre Song- und Orchesterkomposition: „Thauwetter, für Männerchor und Orchester“ von Otto Taubmann (Gedicht von Lh. Hoffrichter). Sie strebt nach darstellender Kraft, erhebt sich jedoch in der programmatischen Schilderung nicht weit über das Maß von Darstellungs-Charakteristik, das sich etwa schon beim alten Dittersdorf findet. Gegen Ende nimmt die Komposition eine gewisse Mächtigkeit an, die aber den Eindruck macht, als siehe sie nicht im rechten Verhältnis zu dem uns dargebotenen künstlerischen Gehalt. Doch jedenfalls würde sich das öftere Vorführen auch dieses Werks entschieden lohnen. Im selben Konzert sang

Dr. Ludwig Büllner einige Lieder. In dem über ihn längst gefestigten Urteil, daß er einen ergreifenden Vortrag habe, jedoch nicht jungen könne, kam uns hier noch der Eindruck hinzu, daß Dr. Büllner in seinem Vortrag durch ein Weniger ein Mehr erreichen würde. In Schuberts „An die Leier“ gab es so viel Hemmungen und Spannungen des Gesangsvortrags und dementsprechend — bei dem Klavierbegleiter Professor Dr. H. Reimann — des Klaviervortrags der Begleitung, daß es fast peinlich wirkte. Und der Ton des Sängers ist nun gar — vielleicht trotz Vernens noch mehr als früher — von so unheimlichem Klang, daß Herrn Ewehls edlere Sängerstimme daraufhin geradezu eine Erholung war.

Allerdings ist von diesem Maß einer Klangschönheit ebenfalls noch weit bis zu einer solchen Höhe von Wohlklang, wie sich der Sängerin Lilli Lehmann eignet. Diese vollendete Schönheit des Tons, diese Gleichmäßigkeit, mit der sowohl die verschiedenen Vokale als auch die verschiedenen Höhenlagen das ihrige bekommen, diese Gleichheit des Fortzupinnens der Töne: das alles ist so musterhaft, daß man diese oft gegebene Kritik gern noch mehrmals giebt. Daß hinter jener vollkommenen Vokalifizierung, wie überhaupt bei Sängern älterer Richtung, die Vollkommenheit der Konsonantenaussprache etwas zurücksteht, dürfte kaum viel zu bejagen haben. Im Vortrag wirkt Frau Lehmann vor allem durch die kraftsparende Ruhe, mit der sie sozu sagen über dem Gesungenen steht, und dann durch die Lieblichkeit, mit der sie heitere Miniaturstücke ganz einzig herausbringt. Allein wo es darauf ankommt, aus existieren und tieferen Werken — wie etwa aus Brahms „Liebestreu!“ und „Wie bist Du meine Königin“ — auch nur einigermaßen herauszuholen, was es da zu schöpfen giebt: dort reicht diese vornehme Ruhe weitaus nicht zu. Nur daß, was die Sängerin abgesehen davon bietet, sie immer noch zu einer allerersten und einzigen Künstlerpersönlichkeit macht. Verdienstvoll ist auch ihr Vorbringen von manchen weniger landläufigen Liedern, so kam diesmal mehreres Stimmungsvolle von A. D'ungert zu Gehör. Unserer eingangs erwähnten Abneigung gegen Klavier zur Gesangsbegleitung gab das netliche Lehmann-Konzert insofern keine besondere Nahrung, als hier die Begleitungskunst Professor Reimanns zu dem Besten gehörte, was man in solchen Konzerten findet. Schließlich gerichtet der Sängerin auch die leichtere Zugänglichkeit ihrer „populären“ Konzerte zur Ehre. Ueblich steht es mit dem Cyllus von Klavier-Kammermusik-Abenden der Professoren Barth, Wirth, Hansmann. Auch sie haben vor kurzem in gewohnter und bekannter Weise begonnen, gediegen durch die Reproduktion und gediegen — nur allzu sicher gediegen — durch ihr bewährtes klassisches Repertoire, das anscheinend kein Wagen mit weniger Bekanntem erschrickt.

Ueber ein Singalademie, aber doch nicht singalademisches Konzert, zu dem ich durch jenen Lehrergesang-Abend verhindert war, hörte ich von verlässlicher Seite nur gutes. Der Baritonist Max Nothenbücher soll sich in jedem Sinn, ganz besonders durch eine gute Aussprache, erfolgreich bewährt haben. Ebenso gutes sei über die mit ihm konzertierende Violinistin Laura Helbling zu sagen. Am meisten Anklang fand sie durch den Vortrag von „Hejre Kati“ J. Svendsen, der in Pest als berühmter Violinvirtuos und angesehenere Komponist wirkt.

Eine sehr interessante, an sich nicht neue aber doch vielen noch unbekanntere Vorstellung fand neulich in den „Populären Philharmonischen Konzerten“ statt, über deren Nachteile und Vorzüge wohl schon genug gesagt ist; die vielen musikalischen Bekanntschaften, die sie ermöglichen, sind ihnen jedenfalls zum Verdienst anzurechnen. Also es kam Paul Ertele's „Maria Stuart“ (nach Schiller), symphonische Dichtung für großes Orchester, op. 1. Sie bekennt sich ausdrücklich als „naturalistischen Prinzipien huldigend“ und ist jedenfalls innerhalb dieser Richtung mit Ehren zu nennen. Die charakteristische Darstellung des Aufschwellsens einer Partie durch die musikalische Form einer Fuge verdient wohl eigens vermerkt zu werden. Im selben Konzert kam auch Hubert Bud zur Geltung, übrigens der dritte Berliner Musikreferent, den wir in dieser Woche als Komponisten wiederfanden. Seine „Zwei Gesänge für eine mittlere Stimme und Orchester“, op. 13, von Hrl. Lilly Köenen mit längst bekannter Fähigkeit gesungen, stehen schon durch das Erweitern der Begleitung — längere Einleitung — über gewöhnlichem Gesangswerk. Auch sie sind eine verdienstliche Arbeit; das stark Pathetische, das ihnen eigen ist, muß nun schon einmal in unsrer Zeit milder beurteilt werden, als es vielleicht in einer andern der Fall sein würde.

sz.

Kleines Feuilleton.

— Den deutschen Stromlauf der Weichsel schilderte am Montag im Hörsaal der Urania, Taubenstraße, Herr Direktor Franz Görle. Vorzügliche Projektionsbilder illustrierten diesen Vortrag, der uns das Leben und Treiben auf dem Strome und an seinen Ufern lebendig vor Augen führte. Der Zauber der Romantik, der die westdeutschen Ströme umwittert, fehlt der Weichsel, dem unbekanntesten der deutschen Ströme, fast gänzlich. Durch flache Niederungen, die nur im Culmerland durch niedrige Höhenzüge unterbrochen werden, wälzt der Weichselstrom sein gelbgraues Wasser. Weidengestrüpp umsäumt seine Ufer, die in regelmäßigen Abständen die schmalen Landzungen der Bahnenbauten

weit in den Strom hinauschieben; schwerfällige Weichselkähne mit Riesensegeln und große, ungesüßte Flöße, die nicht mit Rudern, sondern mit Baumstämmen vorwärtsbewegt und gesteuert werden, geben dem Strom ein charakteristisches Bild. Galizische oder polnische Flößer, durchweg arme, gutmütige Leute, bedienen die Kähne und Flöße; ihre schwermütigen Weifen durchziehen, meistens von den Klängen einer Harmonika begleitet, die abendliche Stille des Stromgebiets. Doch auch die Romantik im Sinne der westdeutschen Stromgebiete kommt wenigstens stellenweise an den Weichselufern zu ihrem Recht. Eine alte Kultur, die der deutsche Ritterorden, der im 13. Jahrhundert den Sitz des Hochmeisters von Venedig nach Marienburg verlegte, aus Italien brachte, spricht noch heute in Ruinen zu uns. Dieser Kontrast, der in den stolzen mittelalterlichen Prachtbauten der Städte, Kapellen und Burgen mit dem wehmütigen Ernst der Landshaft, die schon lebhaft an russisches Steppenland erinnert, liegt, giebt dem ganzen Weichsellande sein charakteristisches Gepräge. Zwischen diesen Burgen und im Mittelalter einst mächtigen Handelsstädten stoßen wir oft auf die primitivsten menschlichen Wohnungen: auf die Erdhöhlen. Diese Höhlen bestehen zur Hälfte in einem etwa 1 Meter tiefen Loche, über welches mauwurfsförmig Rosenstücke aufgestützt sind; eine niedere Oeffnung vertritt zugleich die Stelle der Thür, des Fensters und des Rauchabzugs. In diesen Erdhöhlen hanfen die Flößer, wenn sie keine Beschäftigung auf dem Strom haben. — Von der russischen Grenze aus haben wir unsere Fahrt begonnen. Thorn, Culm, Graudenz, Marienburg, Dirschau und Danzig gleiten an uns vorüber. Wir lernen das Straßenleben der einzelnen Städte kennen, bewundern die architektonischen Kunstwerke der Kirchen und die gewaltigen, mittelalterlichen Profanbauten der Rathhäuser und namentlich des Artushofs, der jetzigen Börse der Stadt Danzig. Vier gewaltige Brücken, die zu den größten in Deutschland gehören, spannen sich bei Thorn, Jordan, Graudenz und Dirschau über den Strom. Auch das Weichseldelta mit seinen landschaftlichen Reizen, das lebhaft an die Niederlande erinnert, betreten wir von verschiedenen Punkten aus und stauen über die ungeheure Fruchtbarkeit dieses Landstrichs. — Von Thorn bis Weichselmünde zieht sich der deutsche Stromlauf der Weichsel; die Landstriche, die diesen Stromlauf umsäumen, gehören zu den unbekanntesten Deutschlands, obwohl gerade hier vor noch kaum drei Jahrhunderten eine Kultur blühte, die mit der der Rheingegend wetteifern konnte. —

Ein indisches Loblied auf den Knoblauch ist aus dem Bower Manuscript, auf Birkenblätter geschrieben und aus dem 5. Jahrhundert n. Chr. stammend, jüngst an das Tageslicht gezogen und von Aschof erläutert worden. Der Knoblauch entstand nach diesem wunderbaren Liede aus den Blutstropfen, die zur Erde fielen, als der heilige Janardana dem nektartrinkenden Herrn der Auras den Kopf abschlug. Deshalb meiden ihn die Brahmanen, und daher hat er seinen starken Geruch. Sein Fest fällt in die kalte Jahreszeit, in den März und April. Dann werden die Siebel der Häuser, die Thüren und Fenster mit Knoblauchgewinden geschnitten und Knoblauchstränge auf das Haupt gesetzt. Der Grundgedanke des Festes ist die Erkennlichkeit der Menschen, denen Brahma ein so wohlthätiges Arzneimittel geschenkt hat. Die Art, wie er in jenen entlegenen Zeiten verordnet wurde, ist seltsam. Man nahm zunächst ein Bad, dann opferte man Brahma und dem Feuergott, wartete einen unter einem günstigen Sternzeichen stehenden Tag ab, seifte den frischen Knoblauchsaft durch und trank ihn, während mit mächtigen Palmblattfächern Luft zugesäthelt wurde. Wenn Ohnmacht eintrat, wurde der Knoblauchsaft mit Wasser besprengt und mit Sandelholzsalbe gesalbt. Der Knoblauch wurde auch in Butter, süßen Früchten, geröstetem Mehl, Haferscheim, Vohnenbrühe oder mit Zimmt und Salz genommen. Man glaubte an die Heilkraft des Tranks in fast allen Fällen, z. B. bei galliger oder schleimiger Konstitution, schlechtem Appetit, gestörter Verdauung, belegter Stimme, Husten, Asthma, Magereit, Schwindel und Rheumatismus. Wer ihn regelmäßig nimmt, bekommt eine Stimme so hell wie Flöten- oder Tambourinklang, eine Gesichtsfarbe so klar wie geschmolzenes Feingold, eine glatte Stirn, einen starken Geist, und er wird nicht vor dem 100. Lebensjahre sterben. —

Volkskunde.

— Eine Sitte aus der Druidenzeit. Ueber einen eigentümlichen Gebrauch, der sich an die großen Steinbildmäler der Vorzeit, die Dolmen, in Frankreich und England knüpft, hat neuerdings J. Deniker in der Pariser anthropologischen Gesellschaft berichtet. In dem Walde von Trie, an der Grenze des Departements Niue und Eure, drei Kilometer von Gisors, befindet sich ein über zwei Meter hoher Dolmen oder „Druidenaltar“, der aus vier Steinen gebildet ist. Drei davon stehen senkrecht, so daß sie drei Seiten eines vorne offenen Raums einschließen; der vierte, viel größere, bedeckt sie. Das Material ist Kalkstein. Der die Rückwand bildende Stein zeigt nur ein Loch von etwa drei Decimetern Breite, durch das noch vor einem Jahrhundert die Bewohner der Umgegend kranke oder schwache Kinder hindurchreichten oder hindurchgehen ließen, in der festen Meinung, daß sie dadurch gekräftigt oder gesund gemacht würden. Auch sollen die neugeborenen Kinder auf die Deckplatte des „Altars“ gelegt worden sein. Der Aberglaube ist noch in der Gegend bekannt, aber man scheint keine Bedeutung mehr darauf zu legen. Eine 1801 von der Pariser philomatischen Gesellschaft veröffentlichte Schrift bezeichnet es als unwahrscheinlich, daß jener Gebrauch erst

nach der Einführung des Christentums üblich geworden sei, da sich in der Nähe weder ein Kreuz noch eine Kapelle vorfinde. Man müsse vielmehr in die heidnische (teitische) Vorzeit zurückgehen, um den Ursprung der Sitte zu finden. Daß sie allgemein verbreitet war, geht daraus hervor, daß sich der gleiche Aberglaube noch vor nicht langer Zeit auch an mehrere andre Dolmen knüpfte. In Willers-Saint-Espulere (Oise), wo ein Dolmen mit einer runden Oeffnung vorhanden ist, bewahrt man sogar in der Kirche einen wahrscheinlich von diesem Dolmen her stammenden Stein auf, unter dem man die kranken Kinder hindurchgehen läßt. Besonders merkwürdig ist aber, daß man auch in Cornwall solche zu Dolmen gehörige durchbohrte Steine kennt, denen in früherer Zeit die gleiche heilsame Wirkung zugeschrieben wurde, wie in Nordfrankreich. Man kann darin einen Beweis für die Uebereinstimmung der religiösen Gebräuche bei den alten teitischen Bewohnern Galliens und Britanniens erblicken. —

(„Vossische Zeitung“.)

Aus dem Tierleben.

— Verbreitung der Maul- und Klauenseuche durch Hehe. Der „Tägl. Rundsch.“ wird geschrieben: In manchen Fällen von Maul- und Klauenseuche unter dem Rindvieh bleibt es ganz rätselhaft, wo und wie die Tiere zu dem Seuchenteim gekommen sind. Die Tierärzte haben darum schon angenommen, daß Hunde und namentlich Katzen, die von einem Stall zum andern wandern, in ihrem Pelz den Stein verschleppen können. Auch durch die Gräser der Weiden kann sicher die Krankheit übertragen werden, wenn etwa auf sie mit dem Speichel kranker Rinder auch Seuchenteime gebracht worden sind. Derartig infizierte Weiden werden auch manchem Wild gefährlich, das sie nachts zur Weisung betritt. Sicher erwiesen ist, daß Hehe an der Maul- und Klauenseuche erkranken können; und damit ist nun wiederum eine neue Uebertragungsmöglichkeit auf Haustiere gegeben. So beobachtete Bezirkstierarzt Ehrle in Oberdorf in zwei Fällen das Vorkommen von Maul- und Klauenseuche unter Hehen. Das Wild streift nachts meistens umher, betritt dann Weiden, wo tagsüber Rindvieh weidet und kann solche Weiden mit Seuchenteimen besetzen. Solche Seuchen-Zwischenträger unter dem Wild würden jene rätselhaften Fälle von der Entstehung der Maul- und Klauenseuche unter dem Rindvieh in Ortschaften erklären, die untereinander in keinem Verkehr, ja nicht einmal in Wegverbindung stehen. Das Wild kennt auf seinen Streifzügen keine Landesgrenzen. Diese Fälle von Maul- und Klauenseuche bei Hehen zeigen, wie selbst trotz der strengsten Grenzsperrre die Seuche von Land zu Land getragen werden kann. Ob und wie schnell derartiges Wild eingeht, darüber scheinen Beobachtungen noch nicht vorzuliegen; jedenfalls weist die Ehrlesche Beobachtung auch auf die Notwendigkeit hin, jegliches Wild des Handels, bevor es zum Gemisse für Menschen zugelassen wird, tierärztlich untersuchen zu lassen. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

— Pariser „Naturwein“. Der „Chemiker-Zeitung“ wird aus Paris berichtet: Demnächst beginnt ein großer Prozeß, welcher den Weinproduzenten D. betrifft, der Jahre hindurch außerordentlich große Quantitäten gefälschter Weine dem Konsum zuführte. Er wendete große Reklamekosten auf, um als „Naturwein“ zum Preise von 85 Frank angeblich eine Qualität abzusetzen, die von realen Weinhändlern nicht unter 105 Frank abgegeben werden konnte. Es ist erwiesen, daß D. täglich 250 Kasser seines Kunstprodukts als Naturwein absetzte. Das städtische Laboratorium erntnahm ca. 2000 Proben bei dem „Weinfabrikanten“ in seinen Magazinen, sowie bei seinen diversen Kunden, Weinhändlern und Privaten. Das Ergebnis aller in dem Laboratorium ausgeführten Analysen war folgendes: Alle von D. unter dem Namen „Naturwein“ verkauften Sorten sind gefälscht. Ihre Herstellungsweise ist folgende: Eine gewisse Quantität von Preßsackstand-Flüssigkeit, die für den menschlichen Konsum absolut unzulässig ist, wird mit einer ganz geringen Menge eines Naturweins gemischt, um den Geschmack zu imitieren. Es werden sodann bis zu 40 Proz. Wasser zugelegt. Die bei der Analyse gefundenen Mengen von Pottasche, Stall und Nacht werden zugelegt, um dem Gemenge die widerliche Säure verdorbener Weinsorten zu benehmen. Die Rekonstitution der durch den großen Wasserzulaß zu schwach gewordenen Flüssigkeit wird mittels Weinsäure, Citronensäure und Phosphorsäure bewirkt. Auch schwefelige Säure konnte darin nachgewiesen werden, sowie in einzelnen Fällen Zinn und sogar künstliche Weiseneisenzugabe! —

Bergbau.

— Ueber die Zukunft der sibirischen Goldgewinnung ist ein neuer russischer Bericht erschienen, aus dem die „Times“ die bemerkenswertesten Angaben wiedergeben. Es scheint danach, daß sich der goldhaltige Boden in Sibirien über ein weites Gebiet ausdehnt. Im besonderen nimmt er eine Zone ein, die sich in nordöstlicher Richtung von den Gehängen der Bergkette innerhalb der Steppen von Turkestan bis nach dem Ochotskischen Meer erstreckt und in der Länge fast 7000, in der Breite nahezu 650 Kilometer mißt. Bei dieser ungeheuren Ausdehnung des für den Goldbergbau in Frage kommenden Lands ist vorläufig nur eine oberflächliche Untersuchung möglich gewesen, die noch besonders durch die Unwegsamkeit des Gebiets erschwert wurde, indem die sibirischen

Urwälder dieser Zone eigentlich nur im Winter durchquert werden können, wenn Schnee und Eis die Flüsse und Moräste bedecken.

Der sibirische Goldbergbau geht in seinen ersten Anfängen auf etwa die Mitte des 19. Jahrhunderts zurück, wenn die Bearbeitung der ersten Goldadern im Ural hinzugerechnet wird. Vor etwa 20 Jahren wurden dann zunächst goldhaltige Quarzgriffe in dem Gebiet des Jenissei-Stroms und in Transbaikalien entdeckt, vor fünf Jahren erst weitere Goldlager in dem Gouvernement Tomsk. Im Jahre 1871 wurde das erste Gold in der Provinz des Amur-Flusses gewonnen. Die Amur-Bergbau-Gesellschaft zog aus ihren Goldfeldern im Jahre 1897 704 Pfund und die Argun-Gesellschaft aus den übrigen, die besonders in dem Gebiet des Quellstroms Argun gelegen sind, 2145 Pfund. Vor vier Jahren hat dann die russische Regierung eine sorgfältig zusammengesetzte Expedition nach dem östlichsten Sibirien entsandt, um das Küstengebiet am Ochotskischen Meere auf Gold untersuchen zu lassen. Es wurden in der That reiche Lager im Schwemmlandboden gefunden, und die Russisch-Chinesische Bank begann alsdann mit der Einfuhr moderner Maschinen und mit der Heranziehung erfahrener Bergleute aus Kalifornien, um die Ausbeutung der neuen Goldschätze in Angriff zu nehmen. Während die goldhaltigen Schichten Kaliforniens und Kanadas von verhältnismäßig hohem Alter sind, gehört die Bildung des goldführenden Schwemmlandbodens in Sibirien einer recht jugendlichen Zeit der Erdgeschichte an. Er liegt in Thälern von gewöhnlich geringem Gefälle und von sumpfiger Beschaffenheit. Der Abbau wird weiter dadurch erschwert, daß die goldführende Schicht durch eine andre unproduktive Bodenlage bedeckt ist. Außer Gold werden in diesen sibirischen Tälern noch Schwefelkies und die damit meist verbundenen Mineralien wie Magnetkies, Eisenerz usw. gefunden. In verschiedenen Plätzen hat man auch Kupfer, Blei, Wismuth, Granat, Turmalin und andre verwertbare Mineralstoffe entdeckt. Die Sande sind nicht frei von organischen Resten, unter denen die Skelette des Mammoth vorwiegen. Auch menschliche Ueberbleibsel sind darin gefunden worden, sowohl ein Schädel als auch alte Feuerplätze und Steine mit Zeichnungen. Viele der Goldfelder liegen in einem hohen, der fortwährend gefroren bleibt und im Sommer nur bis zu sehr geringer Tiefe auftaut. Jedenfalls also wird der Bergbau hier mit ganz eigentümlichen Verhältnissen zu rechnen haben. Leichtler wird die Bearbeitung vielleicht noch im Gebirge sein, z. B. im Altai, wo Gänge von Blei, Silber und Kupfer bekannt sind und in den aus der Mandchurie nordöstlich nach Sibirien sich erstreckenden Bergmassen. —

Humoristisches.

— Der kürzeste Weg. Sie: „Wollen wir unsre Verlobung unsren Freunden telegraphieren oder telephonieren?“ Er: „Wir wollen sie einer Dame mitteilen.“ („Jugend“.)

— Galgenhumor. Schmierendirektor: „Sie sind ein Schafstopf!“

— Schauspieler: „Wenn ich jetzt nicht sofort fünfzig Pfennig Vorschuß erhalte, verklage ich sie!“

— Blasiert. „Wie hast Du Dich auf Deiner Hochzeitsreise unterhalten?“ „Jad — ich mach' nie mehr eine!“

Notizen.

— Otto Ludwigs Jugendwerk „Hanns Frei“ wird nach nunmehr einem halben Jahrhundert in einer Bearbeitung im Dresdner Hoftheater noch vor Weihnachten seine Erstausführung erleben. —

— „Grad a Todjünd wert“ heißt die nächste Novität der Tegernsee'r, die am nächsten Sonntagabend im Belle-Alliance-Theater vor der geladenen Presse aufgeführt werden wird. —

— Die Oper „Das Mädchenherz“, ein Werk des jungen Italiensers Crescenzo Quongiorno, wird im Februar zum erstenmal am Kasseler Hoftheater in Scene gehen. —

— Das erste große Orchesterkonzert der Wagner-Vereine findet am 3. Dezember in der „Philharmonie“ statt. Zum erstenmal werden u. a. Gesänge mit Orchester von Richard Strauß und „Barbarossa's Erwachen“ von S. Haußegger aufgeführt werden. —

— Eine Ausstellung neuer Arbeiten Otto Edmunds: Teppiche, Tapeten, Möbelstoffe, Schriftproben usw., wird heute im Lichthof des Kunstgewerbe-Museums eröffnet. —

— Bei Keller u. Reiner wird in diesem Monat der „Märkische Künstlerbund“, den sieben Schüler Eugen Brachts bilden, seine zweite Ausstellung veranstalten. —

— Vorhaltige Steinkohle. Während man schon früher in der Nähe mancher Steinkohlen einen gewissen Vanadinegehalt nachgewiesen hat, andre Kohlen sich sogar als goldhaltig erwiesen haben, hat, wie der „Promethens“ der belgischen Zeitschrift „L'Industrie“ vom 9. September entnimmt, in jüngster Zeit Professor Mahençon in der Kohle aus dem Schachte Perrouillat zu Saint-Etienne einen merklichen Vorgehalt nachgewiesen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 11. November.